



Abend,

Zeitung.

248.

Donnerstag, am 16. October 1834.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.

Verantw. Redacteur: C. G. Eb. Winkler (Eb. Sell).

Alvaro.

(Fortsetzung).

Eines Tages, als der Brite langsam und gedankenvoll über die Straße schritt, wurde er durch einen lebhaften Ruf der Freude aus seinen Speculationen geweckt. Don Luis Carvalho stand vor ihm, er war in großer Hast und Angst und rief: Euch sendet Gott! Ihr habt ihn schon einmal gerettet. Kommt, eilt! Helft!

Was ist? fragte Thoughtwell mit seinem gewöhnlichen Phlegma gegen Fremde.

Mein Severin! — rief Carvalho, ihn am Arme fortziehend — O fragt doch nicht lange! Er liegt auf dem Tode, ich komme vom Hochaltare der Gebenedeiten, habe ein reiches Gelübde gethan. Mein Kind, mein geliebtes Söhnlein, die Freude, der Stolz meines Alters!

So jammerte der Greis und Thoughtwell beschleunigte mit ihm seinen Schritt, bis sie den Constitution-Platz und Carvalho's Wohnung erreichten.

Leise traten sie in das Krankenzimmer. An dem kleinen Bette des Knaben lehnte Ricarda bleich und verstört, kein Auge von dem Lieblinge wendend; nicht weit davon saßen Joaquina und Maria, diese still weinend, jene ernst und mild, das Antlitz verklärt von der Ahnung höhern Waltens. Hinter Ricarda stand Magdalena, streng und hart war der Ausdruck ihres Gesichts und die leisen Worte, die sie von Zeit zu

Zeit der betrübteten Mutter in das Ohr hauchte, schienen diese bis in's Mark zu erschüttern. Beim Anblick des Vaters flossen Maria's Thränen häufiger und eine tiefe schmerzliche Wehmuth erfaßte Joaquina's Gemüth. Ricarda warf einen schnellen trostlosen Blick auf ihn und schlug die Hände vor das Antlitz. Thoughtwell nahte sich leise dem Bettchen, aller Augen weilten in gespannter Erwartung auf seinen Zügen, selbst Ricarda fühlte einen Blitz aufflammender Hoffnung, der aber bald erlosch und die Nacht ihrer Verzweiflung nur noch schwärzer machte. O, ich sehe es, er ist verloren! — seufzte sie mit gebrochener Stimme — Weh mir! Gott ist gerecht!

Thoughtwell murmelte etwas von Hoffnung nicht aufgeben, da sprang die Thüre gewaltsam auf und herein stürzte, den wehrenden Diener zurückstoßend, Manoel Nobrega. Laß mich! — rief er wild — ich muß ihn sehen, ich habe ein heiliges Recht!

Sein Antlitz war blaß und entstellt, die schwarzen Augen rollten in unstäter düsterer Gluth.

Manoel, wo kommt Ihr her, langvermisster Freund? — flüsterte Don Luis — Und zu so schmerzlicher Stunde!

Der junge Mann hörte nicht auf ihn, er drängte sich an das Bett des sterbenden Knaben und starrte ihn lange an, dann rang sich ein dumpfer Seufzer aus seiner tobenden Brust empor und er machte Miene, sich über das Kind herzuwerfen.

Manoel! Unheiliger! — rief Ricarda und wehrte ihn ab.

Laß mich, Ricarda! — schrie er außer sich — Hab' ich kein Recht an ihn? Was willst Du von mir? Deinetwillen bin ich zum Meineidigen, zum Mörder geworden! Um unserer Sünde willen stirbt das Kind!

Joaquina war aufgesprungen und hatte die Arme in höchster Seelenangst um den Vater geschlagen, dessen Glück der Blitzstrahl aus der schwarz gethürmten Wolke zu zerschmettern drohte. Don Luis riß sich von ihr los und faßte bebend Manoel's Arm. Du rasest, Manoel! — sprach er mit zitternder Stimme — Geh', geh', entferne Dich, laß mein Kind ruhig sterben!

Dein Kind? — rief Manoel mit gellendem Hohn — Mann, Du bist reich, zwei liebende Töchter umfassen Dich, Du bist reich und gerecht! Dir stirbt kein Kind, aber den Sündigen wird es vom Herzen gerissen, die den Engel nicht verdienen. Hinweg! Du hast Recht, ich vergifte des Engels letzte Stunde. Vergib, alter Mann, wenn Du kannst! und auch Du, Heilige!

Er streckte die Hände flehend nach Joaquina, dann entfloh er. Eine tiefe qualvolle Stille herrschte im Gemach. Ricarda war in Ohnmacht gesunken, Maria, die den Zusammenhang von Manoel's wahnsinnigen Reden nicht ahnete, bemühte sich um sie und Magdalena stand mit himmelwärts gehobenen Augen, ein fanatisches Siegerlächeln dämmerte um ihren Mund. Joaquina sprach leis und innig dem alten Vater zu, dessen ganze Kraft gebrochen zu seyn schien; er starrte mit Augen ohne Sehkraft zu Boden und hatte die Hände gefaltet in trostloser Resignation. Thoughtwell beobachtete die verwehenden Athemzüge des Kindes, er war in tiefster Seele ergriffen und suchte vergebens nach einem Mittel, die peinliche Scene zu beendigen. Da ermannte sich Don Luis, eine finstere, schreckliche Bitterkeit legte sich über seine Züge.

Bringt Donna Ricarda zu Bett! — befahl er — Ihr aber, Herr und Freund, der Ihr ein Zeuge des Abscheulichen gewesen seyd, das sich hier zugetragen, verbreitet es nicht, bis ich selbst Euch den wahren innern Zusammenhang sage, den ich werde zu ergründen wissen.

Maria und die Dienerin hatten die sich eben schwach erholende Ricarda hinausgebracht, und Don Luis folgte, ohne den bisher so zärtlich geliebten Knaben eines Blickes zu würdigen. Joaquina blieb, ein Bild stummen Schmerzes, zurück; das Kind war eben verschieden. Thoughtwell sagte ihr das, bat sie, eine

Dienerin zum Wachen bei der Leiche zu rufen und selbst den trüben Anblick zu meiden. Sie reichte ihm schweigend zum Abschiede die Hand und ging; eine Negerin löste bald darauf den Arzt ab, der nun das Haus verließ, wo er nichts mehr helfen konnte.

Alvaro hörte mit großer Bewegung den Bericht seines Freundes, doch konnte er Ricarda's Schuld, die Jenem erwiesen schien, noch nicht glauben. An demselben Tage brachte ein Negerclav: Thoughtwell einen Brief von Carvalho, in welchem er ihn um seinen ärztlichen Beistand für Donna Ricarda bat, welche von einer heftigen Krankheit bedroht sey. Der Arzt machte sich gleich auf. Eine Dienerin führte ihn zu Ricarda, welche ganz allein unter Magdalena's Obhut in ihrem Zimmer auf dem Bette lag. Weder Don Luis, noch seine Töchter ließen sich sehen. Die Kranke rang in fieberischer Hitze und gab zuweilen den wild sich drängenden Bildern ihres Geistes Worte. Sie klagte sich heftig an, jammerte um ihr Kind, flehte ihren Gemahl um Erbarmen und Verzeihung, dann hauchte sie Alvaro's Namen mit süßer Stimme und schrie wieder laut auf, sich seine Mörderin nennend und Manoel bitter scheltend.

Sie glaubte noch an Eures Freundes Tod, — flüsterte Magdalena dem Arzte zu — auch Don Manoel weiß es noch nicht anders.

Thoughtwell sandte nach der Apotheke, um beruhigende Mittel anzuwenden, welche der Kranken halb mit Gewalt eingefloßt werden mußten. Sie fiel darauf in einen festen Schlaf und Thoughtwell verließ sie, der Dienerin sein baldiges Wiederkommen versprechend. Auf seine Aeußerung, daß er sich wundere, keine der Töchter zur Pflege bei der Mutter zu sehen, erwiderte sie kurz: Don Luis hat es streng verboten.

Alvaro wartete mit Schmerzen auf seinen Freund, der ihm die Aeußerungen der Kranken, so viel er davon behalten hatte, mit seiner eigenen Auslegung vortrug und zugleich mittheilte, daß er in Carvalho's Familie für todt gehalten werde. Dieser Gedanke hatte für Alvaro etwas Unheimliches, doch bald entwuchs dem düstern Grunde, lichterhell, wie eine junge Rebe aus Lavaschlacken, die Vorstellung: Maria wird mild von Dir denken, sie wird dem Todten verziehen haben.

Als Thoughtwell am andern Tage wieder nach dem Constitution-Platze ging, um sich von dem Befinden seiner Kranken zu unterrichten, trat ihm Magdalena schon auf der Treppe in den Weg, beschied ihn zu Don Luis und meldete: Donna Ricarda sey leiblich fast ganz wieder hergestellt und bedürfe nur noch

den geistlichen Arzt. Ihr Beichtvater sey eben mit ihr eingeschlossen. — Da drehte der Britte kurz um und ging, ohne Don Luis gesprochen zu haben, seines Weges.

In der Straße war ein gewaltiger Auflauf, Weiße und Farbige in wilder Bewegung. Zwei Officiere jagten in gestreckter Carriere durch das Volk, das ihnen tausend Verwünschungen nachsandte. Thoughtwell fragte hier und da, Keiner gab ihm rechten Bescheid. Da gewahrte er einen Bekannten, der blutroth im ganzen Gesicht vor der Thüre seiner Apotheke stand und mit wüthenden Geberden und zornsprudelnder Rede zu den zahlreich versammelten Nachbarn sprach. Ha! — schrie er laut, als er des Engländers ansichtig wurde — Tretet näher, verehrter Senhor Medico. Ich bin beschimpft, entehrt, moralisch ermordet! Diese Blutsauger der Nation! Tagediebe! Tyrannenknechte! Hand an einen freien Mann zu legen! Warum? weil er über sie ein freies Wort gesprochen, wie es das heilige Recht der Pressfreiheit Jeglichem erlaubt! Ich will Genugthuung — Rache! Nieder mit der frechen Soldateska! Wir brauchen sie nicht!

Nieder! Nieder! brüllte das Volk. Ein wüthendes Brüllen, wie Sturmestoben, verschlang jede Bemühung des Einzelnen, sich allgemein verständlich zu machen.

Bringt Eure Sache vor die Behörden, — rieth Thoughtwell dem Apotheker — Euch muß Recht werden, das ist gar keine Frage.

Wohl gesprochen, sehr geehrter Freund! — rief der Apotheker — Ich werde mein Recht wahrnehmen, so oder so! Jetzt gleich gehe ich zu Ribeira de Rezende, dem Polizei-Intendanten.

Eine große Menge Volks begleitete ihn, Thoughtwell wünschte ihm noch guten Erfolg und wandte sich nach Hause.

(Die Fortsetzung folgt.)

An einen Bach auf dem Brenner.

Und wenn Du nach Genua wirst kommen,
Im schönen mittländischen Meer:
Weißt nicht mehr, wie Du geschwommen,
Als ein Knäblein so neben mir her.

Stiegst dann schon im Wogenethürme
Der nächtlichen Adria —
Und die Brust, sie bewegten Dir Stürme,
Und für Dich ist das Große nur da.

Hast dann schon Flotten getragen,
Am Kranze der Wolken gebaut:
Weißt nicht, wer bei Kindertagen
Auf Dich so voll Liebe geschaut.

v. W.

Gedankenspäne.

Sanftmuth und Demuth wandeln fast immer mit einander, sie scheinen unzertrennlich zu seyn. Der heilige Bernhard sagt von ihnen, sie wären Schwestern. Die Erstere verbirgt sich so viel als möglich, bleibt immer zurückgezogen in das Innere des Herzens, sie will sich nie zeigen. Die Andere hingegen macht sich zu jeder Stunde sichtbar und gibt der Welt immer Beweise ihres Daseyns. Eben so sind Eitelkeit und Hochmuth eng verschwistert, man sieht die Eine selten ohne die Andere, und wenn sich auch die Erstere zu verbergen sucht, so tritt doch die letztere alle Augenblicke keck hervor. Man will nicht für eitel gelten, daher gibt man sich Mühe, diesen Fehler zu verbergen; aber man schämt sich nicht, sich stolz zu betragen, in dem Wahne, daß dies Verdienste voraussetze, die solches entschuldigen können.

Wer von sich sehr eingenommen ist, der ist auch in der Regel anmaßend; er strebt nach einem Uebergewichte über Andere durch seine Person oder durch Gewalt; er bildet sich ein, er habe gegründete Ansprüche auf dieß Uebergewicht und will es daher erzwingen. Der Grund davon liegt lediglich darin, daß man sich überschätzt und andere zu wenig.

Der Haß gegen eine ehemalige Geliebte ist oft nichts weiter als verlarvte Liebe; nur wenn man gegen sie gleichgiltig wird, ist es ein sicherer Beweis, daß die Liebe erloschen ist.

La Rochefaucourt (geb. 1603, gest. 1680) sagte von der Heuchelei, sie ist eine geheime Huldigung, welche das Laster der Tugend bringt. Aber auch diese Huldigung hörte, nach dem Abbé Poule, auf; denn er behauptete von dem verfloffenen Jahrhundert: „die Tugend wird jetzt so vernachlässigt, daß sie nicht einmal Heuchler macht.“ Jetzt scheint die Zeit wieder zurückzukehren, von der La Rochefaucourt spricht, und es steht zu besorgen, daß die Zeit folgen wird, wo des Abbé Poule Aeußerung wieder passen dürfte.

Carl Müchler.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Vom Genfersee.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir mit Sorgfalt einige Zeichnungen besehen, die der komische Kauz sich aufbewahrte und worunter auch die gewöhnliche Ferney-Gesellschaft und das Portrait der Leibstute, holte er das Buch der Fremden mit den Siegeln aller Personen, die mit Voltaire correspondirten. Ihre Zahl ist Legion und ihre Form und Mannfaltigkeit eignen sich vorzüglich zu einer Graveur-Musterkarte, wie man sie in Paris zuweilen ausgehängt findet. Zu jedem dieser Siegel hat Voltaire eine Bemerkung über die Person, der es angehört, über ihren Charakter, ihre Capacität, oder ihre sonstigen Fehler und guten Eigenschaften geschrieben, welche um so interessanter ist, als sie den Grad seiner Achtung oder Liebe und *vice versa* ausdrückt. Ich fand die Siegel des Königs von Preußen und der Kaiserin von Rußland, dabei stand kein Wort, fast alle Uebrigen bekamen ihr Epigramm, die Damen ausgenommen, welche höchstens den Titel: *petite folle*, erhielten. Ein gewisser Lord Dundee ist mit den Worten eingeschrieben: „*Cet homme a quitté l'Angleterre, pour voir un poète français — le drôle!*“ und bei einem andern Petschaft liest man: „*Comte Poluvigo, qui fait des vers.*“ Ein Dritttheil der Gesellschaft führt das einfache Prädicat: *Fou*, oder: *l'imbecile*; wenn ein Ausrufungszeichen dabei steht, ist es ernsthaft gemeint, zweifelhaft mit einem Fragezeichen. Auf der letzten Seite hat der Gärtner nicht unterlassen, das eigene Siegel Voltaire's zur Bekräftigung aller übrigen auszudrücken und darunter zu schreiben:

*Multis ille bonis sibilis occidit
Nulli sibilior quàm mihi.*

Voltaire's Wappen besteht aus einem runden Felde mit drei Flammen, das von zwei hinangesprungenen Hunden gehalten wird. Auf dem Rande liegt eine Krone mit Perlen. Damit ich seines Besitzers mich gelegentlich erinnere, war Dailledouze so gefällig, mir gegen Erlegung der Gebühren einen doppelten Abdruck desselben in rothem Siegellack auf einem Exemplare der letzten Voltaire'schen Verse zu hinterlassen.

Diese Verse datiren vom 29. Mai 1778 — dem Tage vor seinem Sterbetage — und lauten:

*Tandis que j'ai reçu on m'a vu hautement,
Aux Badauds éfarés dire mon sentiment;
Je veux le dire encore dans le royaume sombre,
S'ils ont des préjugés j'en guerirai les ombres.*

In Ferney finden sich die nachtheiligen Gerüchte alle widerlegt, die man in verschiedenen Schriften über Voltaire's Charakter zu verbreiten suchte, und unter welchen gewiß keins abgeschmackter war als das, welches ihn als einen Geizhals und lieblosen Menschen schilderte. Voltaire war ein Spötter, ein Satyriker, ein Epigrammatist, der beleidigte, aber nichts weniger als herzlos mit dieser Eigenschaft, die ein Talent ist. Will man Beweise seines guten Herzens, seiner Un-eigennützigkeit, ja sogar seiner Pietät im höhern Sinne, Beweise seiner Humanität und Großmuth, so komme man hierher und lasse das ganze Städtchen zeugen, in dem er wie ein Fürst, aber wie ein solcher herrschte, der seinen Unterthanen die Last tragen half. Ohne Voltaire wäre Ferney noch, was es war, eine Collection von Hütten, deren Bewohner dem Gutsherrn verschuldeten und Zehnten entrichteten; ohne ihn hätte es weder Kirche, noch Brunnen, noch son-

stige Communal-Gerechtsamen. Er gab ihm eine Uhrenfabrik, die die Armen beschäftigt, befreite den Ort von dem Grinzzoll, der sehr drückend war, und statete alljährlich neuvermählte Paare aus.

Die Einwohner von Ferney schrieben auf den Vorhang ihres Theaters, der eine Sonne darstellt, die Devise: *Luceat et didat*, und beschloßen endlich zu Ehren desselben Voltaires, dem sie so viel Ehre schon erzeugten, ein neues Stadthor zu erbauen und darauf die Inschrift zu setzen:

In Volteropolim —

*Tandis que ton génie éclairait l'univers,
Voltaire! tu fondais cette ville nouvelle;
Et si tes murs duraient égal de tes vers,
Ferney, tu serais éternelle!*

Der alte Gärtner schleuderte ein langes Anathema wider die Lasterer seines Abgottes und erschöpfte sich in meiner Gegenwart in Lobreden. Ist nur die Hälfte davon wahr, so muß man sich wundern, daß fünfzig Jahre hindurch die Fama davon schwieg und seinen clerikalen Gegnern freies Spiel ließ. Um hier ein Beispiel von denjenigen zu berühren, die die Genfer Blätter der Epoche aufbewahrten, bemerke ich, daß im Jahre 1763 ein Ackersmann zu ihm kam, um ihm sein in Folge eines Urtheils des Parlaments von Besançon entstandenes Elend und die Ungerechtigkeit der Richter zu klagen. Der Philosoph nahm die Akten des Bauers, ging damit zu seinem Sachwalter und verlangte genaue Untersuchung der Sache. Da aber der Bescheid lautete, die Proceedur gebe nur Hoffnung durch Appellation und koste Geld und Zeit, so holte der Schriftsteller aus seinem Cabinet drei Säcke Geldes, jeden mit 1000 Franken gefüllt, und stellte sie dem Klienten mit den Worten zu: „*Ein neuer Prozeß, mein Freund, wäre nur eine neue Plage für mich. Hier ist so viel als Euch die Gerichte bestreiten, geht, procedirt nicht mehr und werdet ein Pächter auf meinen Gütern, so will ich sehen, daß ihr fortkommt.*“

Wenn es galt, dem Unterdrückten beizustehen, achtete Voltaire kein Opfer, ja er verschwendete aus Mitleid oder vielmehr aus Gefühl für Recht und Unrecht sehr oft seine Wohlthaten an Unwürdige, ohne dadurch sich einschüchtern zu lassen. Die Summen, welche er den durch Fanatismus und Tyrannei verfolgten Debille de Calles, Calas, Sirvin, Montbailly, Mad. Angeli und der Enkelin Corneilles le-girte, betragen über eine halbe Million, Anderer nicht zu gedenken, die er im steten Kampfe wider die Jesuiten und den Fiscus der Gegend, wie z. B. für die Gemeinde Ser und die 1200 Leibeigenen von Saint Claude, aufwendete, als die Habsucht und die Herrschsucht ihre Geierflügel darüber ausbreiteten.

Dailledouze besitzt außer den gewöhnlich von ihm producirten Ferney'schen Seltenheiten noch einige Rarissima, die er bloß männlichen Individuen mit geheimnißvoller Vorsicht zeigt. Seine Frau, sagte er, darf nicht wissen, daß er, ein so alter Mann, noch an Hofanen Dingen hänge und keine Scheu trage, des seligen Philosophen Schwachheiten aufzudecken. Wer hierher kommt, vergesse nicht nach den Zweideutigkeiten Meister Aronets zu fragen, sie befinden sich in der Gesellschaft des oft erwähnten Peter Adams, von dem er zu sagen pflegte: *Voici le père Adam, mais ce n'est pas le premier homme du monde.* Adam war der Sündenbock der Gesellschaft des Schlosses, und Diderot, Dalember, Condorcet und Dupuis erwähnen seiner als eines zeitgemäßen Vasillus.

(Die Fortsetzung folgt.)